

2.2 Literarische Quellen

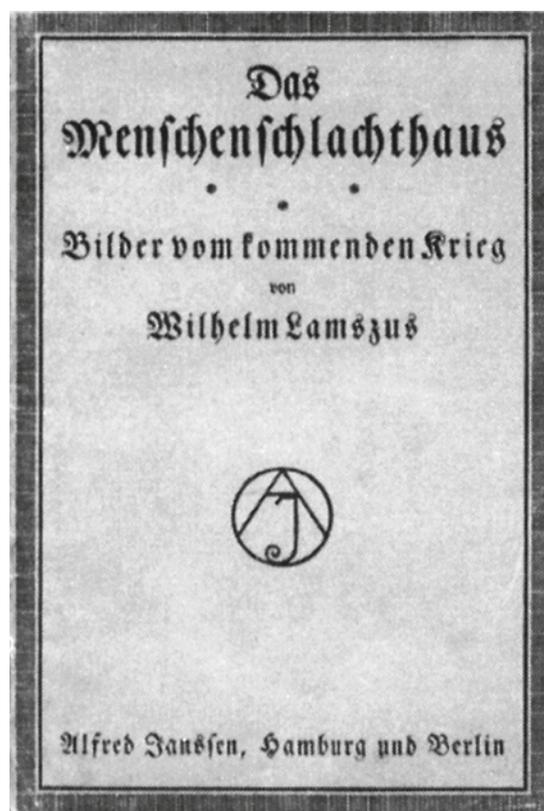
2.2.1 »Das Menschenschlachthaus – Bilder vom kommenden Krieg«

(Hamburg und Berlin: Alfred Janßen Verlag, 1912)

Ein Prolog zu meinem »Menschenschlachthaus«, ein Präludium zum kommenden Krieg¹²⁹

Wenn aufgeschreckt die Völker von dem Ruhelager springen, weil drohend mit erhobenem Hammer der Krieg vor ihrer Türe steht, wenn sich die Menschheit schon zu ihrem letzten Gange rüstet, so liegen noch, die Gott zum Singen schuf: die Träumer und Poeten auf dem Liebespfühl und schlürfen eitel Himmelsblau und Maiengrün und singen rosarot die veilchenblaue Liebe – und wenn am Horizont das Blutgewitter steigt, der Sturm der Leidenschaften ehern sich zusammenballt, wenn schon der Weltgeschichte Atem stockt, so liegen die Begnadeten nur inniger versunken da und lauschen auf die Reinheit eines edlen Verses und

sonnen sich am heiteren Glanze einer kostbaren Melodie, und um die Augen einer schönen Frau verraten sie das Blut der Völker – – so kommt und sagt, es ist nichts weiter als ein Reigentanz gewesen, nichts mehr als luftige Gebilde, Wolkenstand und Regenbogenglanz. So kommt und sagt, es wird nichts weiter geben als ein wildfröhlich Soldatenspiel: Wachtfeuer lodern, und es dämmt schon das Morgenrot. Die Sonne steigt. Nun singen sie und ziehen jauchzend hin: Kein schönerer Tod ist auf der Welt, als wer vorm Feind erschlagen ... Die Fahnen flattern, und die Kriegsmusik rauscht feurig auf ... es geht zum Sturm ... und blitzend wirft die junge Lust dem brüllenden Tode sich entgegen. Und lauter als Gewehre und Kanonen donnern, donnert aus hunderttausend Siegeskehlen das Hurra ... im Schimmer steigt vor unseren Augen auf: die große Zeit, die unsterbliche Zeit der Väter und Heroen und lässt sie farbenprächtigt in die Lüfte rauschen: Die wilde, flatternde, die ach so amüsante, todselige Kriegsnovelle. – – – Doch, wenn ihr heute an diesem grauen Tag der Nüchternheit eure verzückten Augen rückwärts wendet, so reckt sich nackt am Horizont die Wirklichkeit



Lamzus' Klassiker der Antikriegsliteratur in erster Auflage (links) sowie die vom SPD-Parteitag 1913 besorgte Ausgabe der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands.

und steht in Eisen und in Ziegelsteinen da. Verflattert sind die bunten Ritter und Romantiker. Die düsteren Schlote starren in die Luft. Geschossfabriken, Pulvermagazine, Waffendepots. Maschinen rasseln, und es rauchen Tag und Nacht die Schornsteine der Leichtindustrie. Versunken in der Stille des Laboratoriums steht hinter Gläsern, Tiegeln und Retorten der Forscher einsam da und lauscht den Elementen das letzte furchtbare Geheimnis ab. Noch immer ist es ihnen zu gering. Was nützt es, tausend Menschen auf einmal zu fällen, wenn aber tausend leben bleiben. Es sinnt der Menscheng Geist von alters her und grübelt auf das eine Mittel, das Mittel, das sich nicht mehr überbieten lässt, womit man eine ganze Stadt mit Türmen, Mauern, Kasematten und mit Menschen auf einen Blitz und Knall in Schutt verwandeln kann. Gebt uns das Mittel her, nicht nur ein Regiment – was ist ein Regiment – das Mittel wollen wir, ein ganzes Heer von Menschen, Rossen, Generalen und Gemeinen, die ganze glänzende Armee in einem herrlich konzentrierten Augenblick in Stücke und in Staub zu blasen. Wer wird der erste sein, der das Zaubermittel findet? Und böt euch einer solch ein Wundermesser an, damit man einem ganzen Volk, dem ganzen Land die Gurgel auf einmal abschneiden kann – es würden gierig eure Hände nach dem Messer greifen, ihr würdet zitternd es an eurer Brust verstecken, und würdet, wenn die große Stunde kommt, den letzten, großen Schnitt probieren – – und würd' euch Macht, zu tun, wie euer Blut begehrt, es würde euch die Wollust und das Grausen packen, bis ihr den Erdball in die Luft gesprengt. – Das ist der Krieg: der unersättliche, der grandiose Blut- und Leichentraum der fieberkranken Menschheit, das rote, heulende Delirium der blutentbrannten Völker. Hinweg mit Flitter, Tand, Musik und Träumerei! So lasst die Wahrheit aus dem Grabe steigen, dass sie ihr Leichentuch von den verwesenen Schultern schlage. So lasst den Chor der Wund- und Eitersänger sich zum Festgesang aufreihen, und gebt den Toten ihre Stimme wieder.

Wisst ihr, was dieser Krieg für euch bedeutet? Wisst ihr, was eine Million von Leichen unseres Geschlechts bedeutet? – Verhüllt nicht schamhaft euer Haupt! Breitet sie malerisch vor euren Augen aus! – Da liegen sie! – Wer wagt es, sie zu zählen? Zu wägen tausend Tonnen totes Menschenfleisch? Zu filtern tausend Hektoliter frisches Menschenblut – und doch aus ungestilltem Mund zu singen von der Herrlichkeit des Krieges, des großen, heiligen, gottgewollten Krieges, dem Zucht- und Lehrmeister der weibischen Kultur, dem strafenden Erzieher unserer schlechten Menschheit!

So lasst uns heben an: Wir haben ihn geschaut, ihn nackt und würdelos. Denn wir lagen selber, aus offenem Halse röchelnd, an der Erde und sind im eigenen Blut erstickt und sind mit hunderttausend armen Brüdern verscharrt in fremder Erde. – Ihr Brüder, zieht mit! Was rosenrot in seinen Schuhen steht, was sich ergötzt zu üppiger Gebärde, was sich umschlingt und Leben zeugt in ewig holdberücktem Reigen – lasst Tanz und Andacht hinter euch, lasst Haus und Hof nun hinter euch, lasst eure Frauen, eure Kinder, eure Väter, eure Mütter nun daheim, und zieht mit. – Der Krieg ist da! – Nun zieht mit hinaus aufs Schlachtfeld hin! Und seht zu, wie ihr vor ihm bestehen mögt.

Mobilmachung

Der Krieg ist da! So läuft es eilend mit verstörten Augen durch die Straßen. Wir haben Krieg! Es geht nun los!

Mobilmachung. – Das inhaltsschwere Wort sieht gebietend von den Anschlagssäulen in die Straßen. Die Zeitungen bringen Aufrufe in den fettesten Lettern. Und die Gerüchte und Depeschen flattern wie ein aufgeregter Taubenschwarm um diesen Tag von Blut und Eisen. – Nun wird es schrecklich ernst. Und dieser Ernst legt sich wie eine Lähmung auf den Staat. Dann aber geht ein Ruck durch das gewaltig eiserne Gefüge. Und diesem Ruck muss jedermann gehorchen. Vorbei das Sorgen und Bedenken, vorbei das Zweifeln und das Schwanken. Nun ist der Augenblick gekommen, da wir nicht Bürger mehr, da wir nur noch Soldaten sind. Soldaten, die nicht Zeit zu denken, die nur noch Zeit zu sterben haben.

Und dann kommen sie gezogen: aus den Werkstätten, aus den Fabriken, hinter dem Ladentisch hervor, aus den Kontoren, vom Lande kommen sie zur Stadt herein, und alles findet sich, dem Vaterlande beizustehen.

»Am vierten Tage« stand in meiner Kriegsbeorderung. Nun ist der vierte Morgen da, und ich habe Abschied von meinem Weib und meinen beiden Kindern genommen. Gott sei Dank, dass der vierte Morgen gekommen ist; denn der Abschied ist mir nicht leicht geworden, und mir wird weh zumute, wenn ich an »zu Hause« denke.

»Wo willst du hin, Papa?«, fragte die Kleine, als ich mit der Reisetasche in der Hand zum letzten Mal sie küsste. – »Papa will verreisen«, sagte ihre Mutter und sah mich unter Tränen lächelnd an. Ja, verreisen, mein Mädels, und du, mein kleiner

Bursch, nun haltet euch brav und macht der Mutter Freude. – Und rasch haben wir uns getrennt. Denn Dora hielt sich tapfer bis zum letzten Augenblick. – – – Nun stehen wir auf dem Kasernenhof mit Sack und Pack, wir ohne Rang und Charge, wir Reservisten, Landwehrleute, ein jeglicher bei seiner Tafel. – Wie ernst doch die Gesichter sind. Nichts ist von jugendlichem Übermut, von überschäumender Soldatenlust zu spüren. Vielmehr ein Sinnen in den ruhigen Gesichtern.

»Der Krieg, der musste endlich kommen«, so hörten wir und lasen in der Zeitung. »Das muss so sein, das ist Naturgesetz. Die Völker nehmen einander das Brot vor dem Munde weg und nehmen einander die Luft zu atmen weg. Das kann zuletzt nur mit Gewalt entschieden werden. Und muss es sein, so lieber heute als morgen!« – Wir sind nicht Söldner mehr, Handwerker des Menschenmords, die einst ihr Blut für bares Geld an jedermann verkauften. Wir sind nicht Gladiatoren, Sklaven mehr, die im Zirkus das Sterben als ein schönes Schauspiel den Reichen zur Lust und Augenweide spielten. Es ist das Vaterland, dem wir geschworen haben. Und muss es sein, so wollen wir als Bürger sterben, sterben in voller Bewusstheit und voller Verantwortung unseres Tuns.

Was werden die nächsten Tage uns bringen? – Wohl keiner unter uns hat je ein Schlachtfeld mit eigenen Augen geschaut. Aber wir haben es von anderen gehört und haben es bei anderen gelesen, wie 1870/71 ein Schlachtfeld ausgesehen hat und haben wie mit eigenen Augen Granaten die Leiber zerreißen sehen. Und auch das wissen wir: es blieben damals vor vierzig Jahren trotz minderwertiger Kanonen und Gewehre über hundertzwanzigtausend Tote auf dem Felde der Ehre. Wie viel Prozent der Lebenden wird sich der Krieg von heute holen? Es werden Heere auftreten so ungeheuer, wie sie die Erde nie gesehen hat. Allein Deutschland stellt über sechs Millionen Soldaten ins Feld. Frankreich fast ebenso viel. War da 1870/71 mehr als ein ausgedehntes Vorpostengefecht? Es schwindelt mir, wenn ich die Massen vor mir sehe. Und wenn ich daran denke, wie sie aufeinander losmarschieren, will mir der Atem stocken.

Sind wir ein anderes Geschlecht als unsere Väter? – Ist es darum, weil wir nur das eine Leben zu verlieren haben? Und kleben wir so fest an diesem Leben? Ist uns das Vaterland nicht mehr als dieses kleine bisschen Leben. – Es werden wohl nicht viele unter uns sein, die da an Auferstehung glauben, die da glauben, dass unsere verstümmelten Leiber zu neuer Herrlichkeit erstehen werden. Wir glauben auch nicht, dass unser Vater im Himmel Freude an unserem mörderischen Tun wird haben,



»Aus den Augusttagen 1914. – Begeisterung ... wofür? ...«¹³⁰

und dass er in jener besseren Welt anders denn zu Brudermördern zu uns sprechen wird. Aber wir beugen uns der eisernen Notwendigkeit. Das Vaterland hat uns gerufen, und wir als treue Söhne folgen gehorsam seinem unentrinnbaren Gebot. – – – Von heute an gehören wir dem Vaterlande, so rief noch eben der Major, als er die Kriegsartikel verlesen hatte.

Und nun geht es los. – Schon hat der Bezirksfeldwebel die Listen revidiert und abgeschlossen. Schon sind wir zu vieren eingeteilt. Und nun marschieren wir im langen Zuge über den Kasernenhof. Noch heute sollen wir den Bürgerrock ausziehen und zu unserem neuen Leib die neue Garnitur empfangen. Heute noch sollen wir Soldaten werden. – Es geht nun schnell mit uns.

Soldat

Am folgenden Nachmittag hat die Kompanie Innendienst. Wir liegen auf dem Kasernenhof auf dem Bauch und üben Anschlag und Laden im Liegen. – Ich halte mein Gewehr nach vorn. – Vor mir, drüben an der Kasernenmauer sind Scheiben angemalt – Ringscheiben, Kopfscheiben, Brustscheiben. Dreihundert Meter. Ich halte »Ziel aufsitzend« und knipse ab. »Brust aufsitzend abgekommen.« Das müsste ein Treffer geworden sein. – Wie viel Rahmen Patronen ich wohl verschießen werde? – Ob wohl ein Treffer dazwischen ist?

Wenn jeder von den Millionen, die vor den Feind kommen, an hundert Patronen verschießt, und von hundert nur einen Treffer hat, das macht – – – dann kommt – – und ich muss lächeln über diese glatte Rechnung – dann kommt ja überhaupt keiner wieder heraus. Das ist ein lustiges Exempel. – Knips! – Die fünfte Patrone ist heraus. – Ich schiebe einen neuen Rahmen Exerzierpatronen hinein. – Wie schnell und sicher das doch geht. Ein – zwei Sekun-

den, und fünf Patronen sitzen in der Kammer. Jede schlägt, wenn's nötig ist, durch sechs Mann hindurch, sie geht durch Pfähle und durch Bäume, geht durch Erdwälle und Steinmauern. Es gibt vor diesem zierlichen Geschoss, vor diesem spitzen Mäntelchen so gut wie keine Deckung mehr.

Und welch ein Wunderwerk ist dieses Mausergewehr. Wie kümmerlich standen sie 1870/71 da mit ihren klapperigen Zündnadelgewehren. Eine lahme Kugel nur immer zur Zeit, und war sie abgeschossen, dann gab's ein langes, umständliches Laden. – Und dennoch brachte der Krieg weit über 100 000 deutsche und französische Leichen. – Wie viele Leichen wird dieser Krieg wohl bringen? Wenn nur der fünfte Mann im Felde bleibt und der zweite Fünfte als Krüppel wiederkehrt – wie groß wird dann die Ernte sein? – Es sind die ganzen Lande in diesem Augenblick mit liegenden Soldaten bedeckt, und alle lassen ihre Flinten starren, richten die todbringenden Läufe gegeneinander und üben sich in der Kunst, das Herz zu treffen. – Dahinter aber rücken die Geschütze an. Die Kanoniere springen ab und reißen die Lafette herum. Schon sind sie gerichtet, und tausend schwarze Schlünde sehen unheimlich zum Himmel auf.

Einst standen wir, als wir im Lager zu Schießübungen eingezogen waren, und sahen einer scharf schießenden Batterie zu. Sie hatte abgeprotzt und stand fertig zum Schuss. Die Offiziere schauten durch ihre Krimstecher ins Gelände. Noch waren die Scheiben nicht zu sehen. Wir alle schauten gespannt in das Schussfeld, wo jeden Augenblick sich etwas zeigen sollte. – Da – hinten – weit – bewegt sich etwas. – Kommandoruf. – Der Leutnant zeigt mit der Rechten auf das springende Ziel. Die Entfernung wird gerufen, die Kanoniere richten und – »Achtung! Erstes Geschütz – Feuer!« – Und schon fliegt das Geschoss, und wir fühlen auf einen Augenblick das Eisen flitzen. Es surrt die Luft. Ein Knall – und tausend Meter vor uns über der anreitenden Kavallerie ist das Geschoss zerplatzt und hat seinen Bleiregen auf die blauen Scheiben gestreut. Und nun das zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste Geschütz.

Das nächste Ziel war 1500 Meter weit. Und wieder wurden die Geschütze gerichtet. Und wieder flog das seltsame Geschöß und zog die abgemessene Bahn. Es war zum Staunen, wie es in der Luft von selber stehen blieb und explodierte. Es war, als hätte jeder dieser eisernen Zylinder ein Gehirn, als trüg er Leben und Bewusstsein in sich. So sicher fand er seinen Ort.

Und als die Batterie abgeschossen hatte und nachhause fuhr und der Warnungsball heruntergezogen war, sind wir ins Gelände gegangen. Da

lagen die abgeschossenen Gruppenscheiben und waren der Reihe nach von den Schrapnells getroffen – Kopf, Leib, Gliedmaßen – da fanden wir nicht eine Figur, die nicht durchlöchert war. Wir standen und bewunderten die Präzision und dachten mit verschwiegenem Grauen an ein anderes Ziel als Holz- und Zeugattrappen.

Ob sie wohl drüben auch so vollkommene Präzisionsmaschinen haben? Wie haben die Techniker nur mit jedem Tage neue Wunder der Mechanik erfunden und konstruiert. Das Kriegsmaschinenwesen hat sich zu genialer Höhe, zu künstlerischer Höhe entwickelt. 240 Kugeln und mehr in einer Minute! Welch ein Wunderwerk der Technik ist solch ein Maschinengewehr! Man lässt es schnurren, und schon spritzt es Kugeln, dichter als der Regen fällt. Und hungrig fletscht der Automat von links nach rechts. Er ist auf die Mitte der Leiber eingestellt und bestreicht die ganze Schützenlinie auf einmal. Es ist, als ob der Tod die Sense auf das alte Eisen geworfen hätte, als ob er nun ein Maschinist geworden wäre. Das Korn wird nicht mehr mit der Hand gemäht. Sogar die Garben werden schon mit der Maschine gebunden – so werden sie auch unsere Millionen Leichen mit Grabmaschinen in die Erde schaufeln müssen. – – – Verflucht! Ich kann den scheußlichen Gedanken nicht los werden. Immer wieder kommt er mir. Man ist vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb übergegangen. Anstatt des Webstuhls, daran man mit den Händen schaffend saß, lässt man jetzt die großen Schwungmaschinen sausen. Einst war's ein Reitertod, ein ehrlicher Soldatentod. Jetzt ist es ein Maschinentod!

Das ist es, was mir bis zum Halse steht. Von Technikern, von Maschinisten werden wir vom Leben zum Tode befördert. Und wie man Knöpfe und Stecknadeln im Großbetrieb erzeugt, erzeugt man nun die Krüppel und die Leichen mit Maschinenbetrieb. Warum fängt mir auf einmal zu grausen an? Mir ist, als könnt ich mit Händen greifen, dass es Wahnsinn ist, blutroter Wahnsinn, der da auf uns lauert. Verflucht! Ich darf nicht länger grübeln, sonst werde ich darüber verrückt. Vor das Gewehr! Ein Feind vor dir! Ist das denn nicht mehr Mann gegen Mann! Was schadet es, dass das Gewehr nun besser trifft! Ziel aufsitzend, mitten in die Brust – – – – – Wer ist es eigentlich, den ich da vor mir habe? Den ich jetzt erschießen will? – Ein Feind? Was ist ein Feind?

Und wieder sehe ich mich an jenem wunderschönen Ferienmorgen auf dem französischen Bahnhof, und wieder sehe ich neugierig aus dem Fenster heraus. Fremdes Land und fremde Leute. Der Augenblick zur Abfahrt ist gekommen. Schon gibt der Stationsvorsteher das Zeichen. Da reicht

ein altes Mütterchen die zitternde Hand zum Fenster hinauf, und ein junger blühender Mensch, der mit uns fährt, nimmt diese welke Hand und streichelt sie, dass der Alten die Tränen von den mütterlichen Wangen fließen. Sie spricht kein Wort. Sie sieht nur ihren Jungen an, und der Junge sieht auf seine Mutter nieder. Da kommt es mir wie eine Offenbarung: Franzosen können weinen. Das ist ja alles, wie bei uns. Sie weinen, wenn sie voneinander Abschied nehmen. Sie lieben sich und fühlen Schmerzen. – – – Und als der Zug nun aus dem Bahnhof rollte, sah ich noch immer zum Fenster hinaus, und wie die Alte so verlassen auf dem Bahnhof stand und regungslos dem Zuge nachschaute, da musste ich meiner eigenen Mutter gedenken. Das war ich selber, der da Abschied nahm, und dort auf dem Bahnsteig weinte meine arme, alte Mutter. Taschentücher wehten im Winde. Die Hände winkten und ich winkte mit; denn ich war einer von den ihrigen – – – Und wieder leg ich an und ziele mitten in die Scheibe. – Ich will mich nicht länger mit Gedanken quälen – Die Scheibe scheint mir näher gerückt. – Auf einmal ist es mir, als tritt die blau gemalte Figur aus ihrem weißen Viereck heraus. Ich starre hin. Ich sehe deutlich ein Gesicht vor mir. Ich hab den Finger an dem Abzugsbügel und habe Druckpunkt genommen. Weshalb zieh' ich nicht durch? Der Finger zittert mir – – jetzt! jetzt! erkenn ich das Gesicht! Es ist der junge Mensch aus Nancy, der von seiner Mutter Abschied nahm! – Da schnappt die Feder und ich schrecke tief zusammen, denn – ich habe abgedrückt auf das lebendige Gesicht. Mörder! Mörder! Du hast der Mutter ihren einzigen Sohn erschossen! Du bist ein Brudermörder! – – – Ich raff mich auf. Ich nehme mich zusammen. Ein Mörder?« – Torheit! Ein Phantast! Du bist Soldat! – Soldaten sind nicht Menschen mehr! Es gilt das Vaterland! – Und gelassen ziel ich auf den Feind. Triffst du ihn nicht, so trifft er dich. – »Brust aufsitzend abgekommen.«

Vater unser, der Du bist im Himmel

Freitag sind wir eingezogen. Montag sollen wir fahren. Heute, am Sonntag, ist großer Kirchgang.

Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen und fühle mich unruhig und abgespannt.

Nun sitzen wir geschlossen in der Kirche. – Die Orgel preludiert. – Ich lehne mich zurück und lausche in den dämmergrauen Raum. Vor meinen Augen steigt die Kindheit wieder auf. Ich sehe einen kleinen, feierlichen Jungen geduckt in einer Ecke sitzen und auf die fromme Handlung lau-

schen. Der Pastor steht vorn am Altar und singt inbrünstig die Verheißung. Von droben respondiert der Chor. Die Orgel braust daher und flutet majestätisch durch den Raum. Ich schrecke tief und süß zusammen; denn Gott, der Herr, kommt über uns. Er steht vor mir und rührt an meinen Leib, dass ich vor grauensüßer Angst die Augen schließen muss – – – Das ist nun lange, lange her und ist vergangen, wie die Jugend auch vergangen ist. – Und seltsam, nach all den Jahren des Zweifels und Unglaubens kommt nun in diesem klar bewussten Augenblick die längst gestorbene, inbrünstige Stimmung über mich und dringt so leidenschaftlich auf mich ein, dass ich mich ihrer kaum erwehren kann – das ist dieselbe schwere Dämmerung – das sind dieselben wehmütigen Engelstimmen – dieselbe sterbensbange Seligkeit. – – – Ich raffe mich auf und setze mich aufrecht auf die harte, hölzerne Bank. – Drunten im Längs- und Seitenschiff, droben auf der Empore nichts als Soldatenuniformen. Und alle mit gleichmäßigen Gesichtern geradeaus zum Altar gerichtet – zu jenem bleichen Mann in würdevoll schwarzzlangem Rock – zu jenem tönenden gesalbten Mund, der Gott von seinen Lippen fließen lässt.

Sieh da! Er breitet nun die Hände aus. Wir beugen unser Haupt. Er segnet uns mit einer Stimme, die aus dem Grabe kommt. Er segnet uns im Namen Gottes, des Barmherzigen. Er segnet unsere Gewehre, dass sie nicht versagen mögen, segnet die gezogenen Kanonen in den Rohrrücklaufafetten, segnet jede kostbare Kartusche, dass ihre teure Kugel sich bezahlen möge, dass keine verloren in die Lüfte weht, dass jede hundert Menschen fassen möge und hundert Menschen auf einmal in Stücke reiße.

Vater im Himmel! Du schaust so furchtbar still auf uns hernieder. Graut dir vor deinen Menschenkindern! Du armer und geringer Gott! Du konntest nur auf Sodom und Gomorrha armselig Pech und Schwefel träufeln lassen. Wir aber, deine Kinder, die du schufst, wir rotten sie mit Schwungmaschinen aus und schlachten ganze Städte in Fabriken ab. Da stehen wir, und während wir zu deinem Sohn die Hände flehend recken und Hosianna rufen, schleudern wir dem Ebenbild Gottes Granaten und Schrapnells ins Angesicht und schießen den Menschensohn wie eine Schießbudenfigur vom Kreuz. – – – Und nun empfangen wir das Abendmahl. Die Orgel singt geheimnisvoll von ferne, und Fleisch und Blut des Erlösers vereinigen sich mit unserm Blut. – Dort hängt er über mir am Kreuz und sieht auf mich herab. – Wie bleich doch diese Wangen starren. Und diese Augen sind die Augen eines Toten. – Wer war denn dieser Chris-

tus, der uns helfen soll, und dessen Blut wir trinken? Wie hat man uns in der Schule einst gelehrt? Hast du nicht die Menschen lieb gehabt? Und bist du nicht für alle Menschen dieser Welt gestorben? Streck deine Arme her zu mir! Ich möchte dich etwas fragen – ach, deine Arme haben sie dir ans Kreuz geschlagen, dass du nicht einen Finger nach uns rühren kannst.

Und schauernd starr ich in sein Leichenantlitz und sehe, dass er längst verblichen ist, dass er nichts als Holz, und nichts als eine Puppe ist. Christus, du bist es nicht mehr, zu dem wir beten. Sieh da! Sieh da, er ist's! Der neue Heilige des Christenstaates! Sieh da, er ist's, der große Dschingis-Khan! Von diesem wissen wir: er fuhr mit Schwert und Feuer durch die Weltgeschichte und türmte Schädelpyramiden auf. Ja, dieser ist es! Lasst uns Berge von Menschenköpfen aufwerfen und Haufen von Menscheneingeweiden aufeinanderschichten. Großer Dschingis-Khan! Du unser Heiliger! Du segne uns! Bitte zu deinem bluttriefenden Vater über Asiens Himmel, er möge mit uns durch die Wolken rauschen, er möge jenes verruchte Volk zu Boden schlagen, dass es in seinem Blut sich wälzt, dass es nie mehr aus seinem Blute aufersteht! Rot wird es mir vor Augen. Auf einmal sehe ich nichts als Blut vor mir. Der Himmel hat sich aufgetan, und durch die Fenster strömt der rote Fluss herein. Blut springt auf den Altar. Blutig rinnt die Wand zu Boden, und – *Gott Vater tritt aus dem Blut hervor*. Es sträubt sich seine rote Schuppenhaut, und Bart und Haare triefen rot. Blutriese steht vor mir. Er setzt sich hinterrücks auf den Altar und lacht aus fetten, ungeschlachten Lippen – – da sitzt der König von Dahome und schlachtet seine Sklaven ab. Der schwarze Henker hebt das Schwert und schwingt es über mir. Gleich springt mein Kopf hinunter auf die Fliesen, gleich spritzt der rote Strahl aus meinem Hals – – Mörder! Mörder! Nichts als Mörder! Herr Gott im Himmel Mörder über dir!! – – Da – knarrend springt die Kirchentür – Licht, Luft, der blaue Himmel stürzt herein.

Ich atme auf. Wir haben uns erhoben und kommen endlich aus der Dämmerung ins Freie. – Noch zittern mir die Knie. – Wir ordnen uns zu Sektionen, und – die Straße hinunter tappen wir im Gleichschritt auf nagelbeschlagenen Stiefeln der Kaserne zu. Und wie ich die Kameraden neben mir so selbstverständlich, so gefasst dahin schreiten sehe, da schäme ich mich und nenne mich einen elenden Feigling. Welch ein schwachnerviges, hysterisches Geschlecht, das kein Blut mehr sehen kann, ohne in Ohnmacht zu fallen! Du neurasthenischer Enkel deiner bauernstarken Ahnen, die da jauchzten, wenn es in den Streit ging!

Und ich raffe mich zusammen und hebe den Nacken hoch: Ein Feigling war ich nie. Und Aug in Auge habe ich noch immer meinen Mann gestanden und wird es auch diesmal tun, möge da kommen, was da will.

Die letzte Nacht

Ich liege im Bett und zähle langsam bis hundert. Es ist wohl schon um Mitternacht, und noch immer vermag ich nicht einzuschlafen. – Die Stube hallt vom Schnarchen wieder. Rechts und links neben mir liegen sie, und wenn ich mich auf den Rücken lege, so starre ich auf die hölzerne Unterseite eines Bettes. Denn von der Tür bis zum Fenster stehen die Bettgestelle an der Wand, das zweite immer auf dem ersten. Und in jedem Bette liegt ein schlafender Soldat. – – Ab und zu wühlt einer und wälzt sich schwer auf die andere Seite.

Hinten am Fenster murmelt einer im Schlaf. Plötzlich ruft er mit lauter Stimme: »Und ick bin dat nich wesen! Ich heff keen Stück von den Droht anreurt. Meenen See, ick bin'n Spitzboov!« –

Das klingt so wirklich wie im Wachen. Ich will ihn anrufen. Da ist es schon wieder still, und ich lausche, was nun kommt. Er aber schweigt und träumt weiter. Er weilt noch mitten in der Werkstatt und soll doch morgen in den Krieg gefahren werden. – Und nichts als schlafende und schnarchende Menschen. – Ob da wohl noch einer in der Kaserne mit offenen Augen liegt und in die Zukunft starrt – Und meine Gedanken schweifen nachhause. Ob sie wohl diese Nacht geschlafen hat. Ob sie wohl an mich denken mag – – wie es wohl dem Kleinen geht, er hatte es mit den Zähnen zu tun. – – Es ist nicht gut, so jung sich zu verheiraten. Die unverheiratet nun ziehen, sind besser dran. – – Ob der Krieg wohl lange dauern wird? Wir haben einen kleinen Spargroschen zurückgelegt. Aber was will das bei diesen teuren Zeiten sagen? Die Unterstützung für Frau und Kinder ist so gering, dass sie nicht einmal zur Miete reicht. Woher soll sie nun Geld bekommen, wenn das Sparkassenbuch erledigt ist? – – Sie wird zum Nähen gehen müssen. – Was aber, wenn hunderttausend andere mit ihr zum Nähen gehen? Dann muss sie eben ein Geschäft anfangen, einen Grünladen aufmachen. – Und wenn nun aber hunderttausend einen Laden auf tun? – – Für eure Frauen und Kinder sorgt der Staat! So hieß es gestern beim Regimentsappell. Nun, man braucht ja nicht gleich ans Äußerste denken. Der Krieg kann schnell vorüber sein. Vielleicht kommt es gar nicht erst zu großen Schlachten. Vielleicht besinnen sie sich noch und lenken

ein. – Und da wird mir wieder leicht zumute. Ich sehe mich im Geist schon wieder auf meinem Kontorbock sitzen und Konnossemente schreiben. Ein Blick auf die Uhr. – Es ist soweit – noch ein paar letzte Federstriche. Dann wird die Feder eiligst hingelegt. Die Kontorjoppe an den Nagel gehängt! Und nun rasch umgezogen – hinaus! auf die Straße; denn Dora wartet mit dem Abendbrot. Da ist ja schon die Stadthausbrücke mit den beiden großen dreiarmligen Laternen. – Wer steht denn dort am Brückengeländer und starrt so regungslos in den Kanal hinunter? Es ist eine Frau. Sie muss so aus der Küche gelaufen sein; denn das Schürzenband hängt ihr unordentlich vom Rücken zur Erde herunter. Auf einmal kommt mir ihr rotgestreifter Rock so bekannt vor, und wie ich hinter ihr stehe, wendet sie sich lautlos um und sieht mich aus großen Augen an.

»Dora!, bist du es?« – Da senkt sie ihr tränenüberströmtes Gesicht und sagt tonlos vor sich hin: »Sie haben mir meinen Mann erschossen.« – »Aber Dora!«, ruf ich ihr angstvoll zu – und es schießt mir durch den Kopf: sie ist krank geworden – »hier bin ich ja! Kennst du mich nicht mehr!« – Sie aber schüttelt den Kopf und wendet sich trostlos von mir ab und geht dahin als eine Fremde. – »Dora!«, schrei ich auf. »Dora!«, und strecke die Arme nach der entschwindenden Gestalt. Ein Schluchzen würgt mir im Hals. – – Da fahr ich auf – und sitze aufgestützt in meinem Bett. Durch das Fenster tönt langgezogen das Signal zum Wecken. Die Morgendämmerung sieht durch die Scheiben.

So bin ich doch noch eingenickt und habe keinen guten Traum geträumt. Aber ich habe nicht Zeit, ihm nachzusinnen, denn auf dem Korridor werden Schritte laut. Nägelbeschlagene Stiefel klappern über die Fliesen. Die Tür wird aufgerissen. – Aufstehen!!, schreit eine helle Stimme zur Stube herein. Es ist der Unteroffizier vom Dienst. Schon ist er bei der nächsten Tür. Und gähmend und die Arme streckend, erheben sich verschlafene Gestalten von den Betten, steigen heraus und schlüpfen fröstelnd in die Hosen hinein. Unlustig recken sich die Glieder und räkeln sich, bis das zweite freundlichere Morgensignal »Kaffeeholer raus!« dem nüchternen Magen Schwung und Leben gibt.

Der Abschied

»So ziehen wir zum Tor hinaus,

Vater, Mutter
einen Gruß zu Haus.

Wann treffen wir
wiederum zusammen?

Wann treffen wir
wiederum zusammen? – In der Ewigkeit!«

(Altes Soldatenlied)

Schon stehen wir auf dem Kasernenhof – – feldmarchmäßig. Wir haben die Gewehre zusammengesetzt und sind weggetreten. An Anzug nachsehen und dergleichen denkt heute kein Mensch. Es geht jetzt im Geschwindigkeit.

»Ans Gepäck!« – »Umhängen!« – Wie schwer der gepackte Tornister in den Händen wiegt, und doch, so wie er auf dem Buckel sitzt, merkt man ihn nicht so sehr. – »Gewehr in die – Hand!« – »Das Gewehr – über!« – Als ob es zur Parade ginge, so schneidig klingt die Kommandostimme des Hauptmanns. Und als ob es zur Parade ginge, greifen wir ins Eisen, und die Griffe klappen. – »Mit Gruppen rechts schwenkt – marsch!« – Und zu vierten schwenken wir kurz herum. – »Fünfte, sechste, siebente, achte Kompanie!«, ruft der Major, der in der Mitte hält.

Wir sind die achte Kompanie und hängen an die siebente an. Die Pforten des Kasernenhofes haben sich geöffnet. Wir marschieren hinaus. Unsere Beine schlagen im gestreckten Paradeschritt das Straßenpflaster. – »Rührt euch!« – Und die Beine lösen sich und schreiten natürlich weiter.

Die Straßen sind voll Menschen. Zu beiden Seiten stehen sie auf dem Trottoir und lassen uns vorübermarschieren. Noch ist es früh am Morgen, und doch ist schon die ganze Stadt auf den Beinen. Es hat sie nicht in den Betten gelassen. Sie wollten die Soldaten abmarschieren sehen. – Und sie winken uns mit den Augen und mit den Händen zu.

Ein fünfzehnjähriger Junge läuft neben unserer Reihe her. Sein Bruder marschiert in unserer Gruppe. – »Mutter lässt auch grüßen, es ging ihr wieder besser – – aufstehen konnte sie noch nicht, sonst wäre sie heute morgen mitgekommen – aber ich sollte dir dies noch von ihr geben –«

Und der Junge streckte dem Bruder die offene Hand hin und will ihm etwas überreichen, was in Papier gewickelt ist – – Geld. Aber der Ältere

weist es zurück: »Steck weg! Ich ließ ihr sagen, sie sollte es selber brauchen und sich tüchtig pflegen und wenn wir wieder zurückkommen, gesund und munter sein.« – Zögernd steckt der Junge das Geld in die Tasche.

Ein wenig nach vorne trippelt eine junge Frau nebenher. Wir haben ein ziemlich flottes Tempo, und sie muss Trab laufen, um mitzukommen. Aber ob die Füße auch an das holprige Pflaster haken, sie wendet nicht die Augen von ihrem Gatten ab. Was sie sich noch zu guter Letzt zu sagen haben, können wir nicht verstehen. Aber ihre Gebärde, ihre komisch rührende Anhänglichkeit verstehen wir.

Und nun werden es immer mehr, die sich unterwegs ihrem Soldaten zugesellen. Neben jeder Sektion laufen ein paar, die ihren Angehörigen das Geleit geben. Weißhaarige Väter und Mütter, die sorgenvoll dreinschauen, Schwestern, Bräute, Frauen.

Eine ist darunter, der sieht man's an, dass sie schwanger ist. Das wird ein mutterseelenallein verlassen Kindbett geben. – Mein Nebenmann, ein schweigsamer Holsteiner, der bisher den ganzen Weg finster vor sich hingestarrt hat, wendet sich halb zu mir hin: »Wieveel Kinner dor woll unnerweg sind, de ehrn Vadder nich to sehn kriegt.« – Und dann taut er auf und fängt von seinem Bruder an, der mit dem Truppentransport vor zwei Tagen fort musste, und der am selben Tag eingezogen wurde, als seine Frau ein Kind bekam, sodass er sie im Wochenfieber zurückließ. – »Dat geiht nicht mehr wie unner Menschen to.«

Die Trommler und Pfeifer setzen lustig ein und quinkelieren einen hellen Marsch. – Irgendwo ruft einer aus der Menge mit laut krähender Stimme: »Huraaa!« – Die anderen fallen ein. Es pflanzt sich fort die ganze Straße entlang und hört nicht wieder auf.

Den Holsteiner aber rührt das nicht. »Wat is dat vörn Uptop. De Minschen sind rein wie verrückt. Und keen weet mehr, wat he deit.« – Ich schiele zu ihm hinüber. Er grübelt undurchdringlich vor sich hin. Dann fängt er wieder an: »Ick hev 'n Froo un dree Kinner to Hus laten. De kriegt tosam 'n poor Groschen denn Dag un wieder nix. Dorvon süllt veer Minschen leben.«

Nun sucht ihn ein anderer aufzuheitern: »Dor findt sick annere, de vor jem sorgt.« – »Wat? anere?«, grollt es aus der Tiefe, »de hefft genug vor sick to sorgen. Wenn ick to Hus kom, sünd se alltosam krepirt. Dat beste is, man kummt gor nich weder no Hus ...«

Da fährt die große Trommel ihm in seine Lita- nei. Ein dumpfer zitternder Schlag. Er kündigt die Regimentsmusik an und befiehlt den Trommlern

und Pfeifern abzubrechen. – Und wieder tief und mahnend: Bumm!! – Die Pfeifer blasen den Generalmarsch.

Und nun – Die Regimentsmusik setzt ein. Man mag sich sträuben wie man will. Das fährt so krie- gerisch durch die aufgeregten Straßen, trompetet von der Häuserwand zurück, das quirlt so hell ins Blut und treibt die Nachtgespenster aus dem Kopf. Da beleben sich die Muskeln, der Kopf geht in den Nacken und die Beine stolzieren im geeinten Takt. Und dieser Takt geht durch die ganze Menge. Die Menge ist elektrisiert. Sie winken von dem Bürger- steig, sie winken aus den Fenstern, sie winken von den Balkonen. Tücher werden geschwenkt – und nun fängt es vorn zu singen an. Sie schreien und singen durcheinander. Es wächst die Melodie, bis sie sich durchgerungen hat und als ein Sturmwind über unsere Köpfe braust: die Nationalhymne! – Die ganze Straße singt. – Die Regimentsmusik hat vor dem alles hinreißenden Liede kapituliert. Jetzt aber fällt sie feierlich ein. – Die Menge entblößt die Köpfe. Und nichts als leuchtende Gesichter, ge- bannt marschierende Gestalten, ein lodernd Volk, entzündet zu Begeisterung.

Wir schreiten durch die singende verückte Stadt, bis wir zum Bahnhof kommen, bis wir zuletzt auf dem gesperrten Perron zur Ruhe kommen. Da steht auch schon der Zug. – Droben auf der Brücke, die übers Geleise führt, staut es sich schwarz voll Menschen und ruft und winkt hinunter.

Schon sind wir eingeteilt. – Acht Mann in ein Coupé. – »Tarattata!«, ruft das Signal zum Einstei- gen, und die Türen werden aufgerissen. Kaum ha- ben wir Tornister und Gewehr verstaut, da zieht die Lokomotive an, und unter donnerndem Hurra gleiten wir zum Bahnhof hinaus und lassen hinter uns ein fern verhallendes Brausen, ein ersterbend Summen – die Stadt, die ihren Soldaten das letzte Lebewohl zuruft.

Wir haben es uns gemütlich gemacht. Wir sitzen und schmauchen unser Pfeifchen. Drei, die nicht aus der Rolle fallen können, haben sich schon zum Kartenspiel zusammengefunden. Ein paar sitzen in der Ecke und machen einen Klöhn. Der Holstei- ner sitzt allein und nimmt keinen Anteil.

Ich sehe aus dem Fenster und sehe die Land- schaft vor meinen Augen vorüber fliegen. Noch steckt mir der Jubel im Blut. Ich habe eine große Stunde erlebt. Wo eine Volksmenge aus dem Staub des Alltags sich aufschwingt, wird sie unwidersteh- lich und nimmt auch den mit fort, der kühlen Blu- tes sich entziehen möchte.

Und wir eilen vorbei an Wäldern und Flüssen, an Wiesen, die ich nicht zu Ende sehen kann, an Hügel, die in der Ferne blauen, an unermesslich